

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

W. v. Schulenburg: Die Dreifelderwirtschaft der Bauern von Wittstock und  
der landwirtschaftliche Bericht des Tacitus

geeignet ist, den Charakter der Rotationsphotographien, insbesondere ihre Ähnlichkeit mit den eigentlichen Photographien auf das deutlichste zu veranschaulichen.

Diese Kunstbeilage stellt eine Abbildung des im Templiner Kreise malerisch belegenen Städtchens Lychen dar, welche auf Grundlage einer Aufnahme des als Amateur-Photograph rühmlichst bekannten Herrn Franz Goerke nach dem eigentümlichen Verfahren der Neuen Photographischen Gesellschaft vervielfältigt worden ist.

## Die Dreifelderwirtschaft

der Bauern von Wittstock und der landwirtschaftliche Bericht  
des Tacitus

Wittstock

von W. v. Schulenburg.

Zosene Witt

Das Dorf Wittstock liegt im Kreise Teltow, drei Meilen südlich von Berlin. Die Einwohner von Wittstock, sowie der umliegenden Dörfer, bestanden wie noch jetzt aus Bauern, Kossäten<sup>1</sup> und Büdnern. Vor der „Separation“, vorm Jahre 1848, gehörte den Bauern allein der ganze Acker. Die Kossäten hatten in Wittstock keinen Acker, nur Wiesen, und die Büdner hatten weder Acker noch Wiesen, bloss ein bisschen Gartenland. Dagegen hatten alle dreie, Bauern, Kossäten und Büdner, Weiderechtigkeit an de Hüdinge<sup>2</sup>. Mancher Bauer hatte 4 Hufen Acker, mancher 3, mancher 2. 1 Hufe war = 30 alte Morgen. Der alte Morgen = 180 □ Ruthen = 25 ar 53 □ mtr. Zu dem Besitze eines Bauern gehörte ausser den Hufen meist immer noch Beiland, d. h. einzelne Stücke für sich gelegen.

Der Boden, aus dem der gesamte Acker bestand, wurde eingeteilt in hohen und lejen<sup>3</sup>, d. h. hier in schlechten und guten. Der hohe Boden bestand aus Erdboden, wo kein Weizen und keine Gerste wuchs, bloss Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der leje Boden war der schwarze gute Boden.

Der hohe Boden, d. h. das gesamte zusammenhängende hohe Ackerland wurde in drei grosse Felder geteilt und regelmässig beackert; das war die Dreifelderwirtschaft. Der gesamte zusammenhängende

<sup>1</sup> Alle gesperrt gedruckten Worte sind dort volkstümliche Ausdrücke. Nach Kluge (Etymologisches Wörterbuch, Strassburg 1894): „Kot, Kote Hütte; Kotsasse, Kossasse, Kossat, wer auf einem kleinen Gehöft ansässig ist.“

<sup>2</sup> An den Hütungen, Weiden. <sup>3</sup> niedrigen. Hier ist der niedrige Boden gleichzeitig der gute.

lege Boden wurde in vier Felder geteilt und in bestimmter Ordnung beackert; das war die Vierfelderwirtschaft.

Was den hohen Boden anbetrifft, so liegt bei Wittstock, und bei anderen Dörfern wird es vielfach ebenso sein, der gute Acker dem Dorfe zunächst, dann kommt schlechteres Land, und dann, wo der Acker zu Ende ist, Fichtenheide<sup>4</sup>.

Betrachten wir zuerst die Dreifelderwirtschaft.

Auf jedem Felde lagen in langen Streifen nebeneinander die Engene<sup>5</sup>, die Hön<sup>6</sup> der Bauern. So folgten sich z. B. die fōrschte<sup>7</sup> Hō, die breede<sup>8</sup> Hō, die Siedhō<sup>9</sup>.

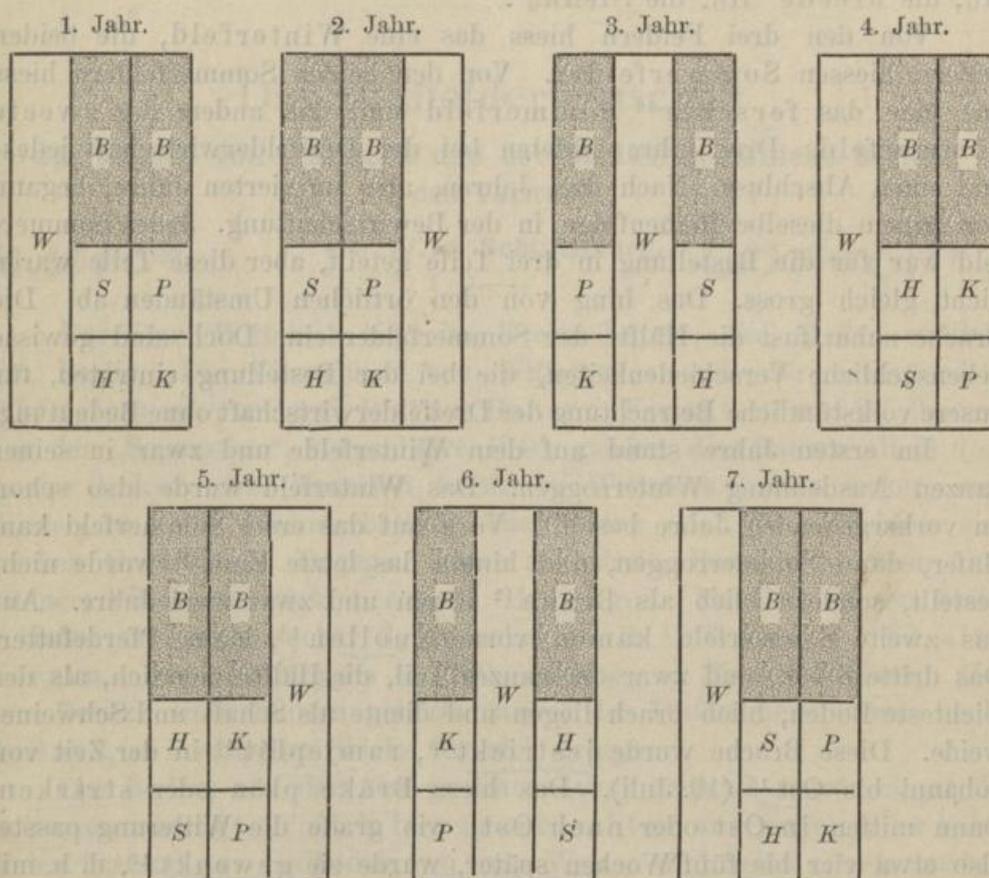
Von den drei Feldern hiess das eine Winterfeld, die beiden andern hiessen Sommerfelder. Von den beiden Sommerfeldern hiess das eine das ferschte<sup>10</sup> Sommerfeld und das andere das zweete Sommerfeld. Drei Jahre bildeten bei der Dreifelderwirtschaft jedesmal einen Abschluss. Nach drei Jahren, also im vierten Jahre, begann von neuem dieselbe Reihenfolge in der Bewirtschaftung. Jedes Sommerfeld war für die Bestellung in drei Teile geteilt, aber diese Teile waren nicht gleich gross. Das hing von den örtlichen Umständen ab. Die Brache nahm fast die Hälfte der Sommerfelder ein. Doch sind gewisse nebensächliche Verschiedenheiten, die bei der Bestellung eintraten, für unsere volkstümliche Betrachtung der Dreifelderwirtschaft ohne Bedeutung.

Im ersten Jahre stand auf dem Winterfelde und zwar in seiner ganzen Ausdehnung Winterroggen. Das Winterfeld wurde also schon im vorhergehenden Jahre bestellt. Vorn auf das erste Sommerfeld kam Hafer, dann Sommerroggen, und hinten das letzte Ende<sup>11</sup> wurde nicht bestellt, sondern blieb als Bräke<sup>12</sup> liegen und zwar zwei Jahre. Auf das zweite Sommerfeld kamen vorne Knollen<sup>13</sup>, dann Pferdefutter. Das dritte Stück, und zwar ein ganzes Teil, die Hälfte ziemlich, als der leichteste Boden, blieb brach liegen und diente als Schaf- und Schweineweide. Diese Brache wurde jēstriekt<sup>14</sup>, rumjeplöt<sup>15</sup> in der Zeit von Johanni bis Ost<sup>16</sup> (10. Juli). Das hiess Bräke plön oder strieken. Dann mitten in Ost oder nach Ost, wie grade die Witterung passte, also etwa vier bis fünf Wochen später, wurde sie gewenkt<sup>17</sup>, d. h. mit dem Pflug umgeworfen, damit der Boden locker würde. Das war die Wenkfahre, wie man sagte. Dann wurde die Bräke ein drittes Mal gepflügt, nämlich im Herbst zur Saat, etwa vier Wochen vor Michaelis, anfangs September, und, wie überhaupt das ganze zweite Sommerfeld, mit Winterroggen bestellt. So wurde nun das zweite Sommerfeld zum Winterfeld.

<sup>4</sup> Kieferngehölz. <sup>5</sup> Enden, Landstücke, Ackerstücke. <sup>6</sup> Hufen. <sup>7</sup> erste Hufe  
<sup>8</sup> breite Hufe. <sup>9</sup> Seitenhufe. <sup>10</sup> erste. <sup>11</sup> Stück, Teil. <sup>12</sup> Brache. <sup>13</sup> Kartoffeln. <sup>14</sup> gestrichen. <sup>15</sup> umgepflügt. <sup>16</sup> Aust, Änte. <sup>17</sup> gewendet; Wenkfahre = Wendfahre; Fahre = Fohre, Furche.

Im zweiten Jahr kam auf das erste Sommerfeld vorn Hafer, dann Sommerroggen und das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Beim zweiten Sommerfeld kamen vorne Knollen, dann Pferdefutter, das dritte Ende blieb als Brache und wurde zum Ost umgepflügt u. s. w. Das dritte Feld, das Winterfeld, war mit Winterroggen bestellt. Das zweite Sommerfeld wurde dann im Herbst mit Winterroggen besät, nachdem es abgeärntet war.

## Die Dreifelderwirtschaft.



W = Winterroggen. B = Brache S = Sommerroggen. H = Hafer. P = Pferdefutter. K = Kartoffeln.

Im dritten Jahr kamen auf das erste Sommerfeld vorn Kartoffeln, dann Pferdefutter, das dritte Stück blieb Brache und wurde vorn Ost umgepflügt u. s. w. Auf dem zweiten Felde, dem Winterfeld, war Winterroggen gesät. Auf das dritte Feld, also das zweite Sommerfeld, kam vorn Hafer, dann Sommerroggen, das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Das ganze erste Sommerfeld wurde im Herbst mit Winterroggen bestellt.

Im vierten Jahr war die Bestellung und Fruchtfolge wieder wie im ersten Jahr, nur dass die Sommerfrüchte noch weiter unter sich wechselten. Der Winterroggen wechselte alle drei Jahr, die Sommerfrüchte alle sechs Jahr. Erst im siebenten Jahr war die Einteilung genau die gleiche wieder wie im ersten Jahr. Indessen waren die Sommerfrüchte für das Wesen der Dreifelderwirtschaft nebensächlicher, entscheidend waren der Winterroggen und die zwei Brachen.

Das Winterfeld musste immer ganz gleichmässig, nach strenger Ordnung, bestellt sein und ebenso mussten die beiden Brachen immer in der bestimmten Ordnung daliegen. Davon durfte kein Bauer eigenmächtig abweichen. Bei den Sommerfrüchten kamen je nach den Verhältnissen Abweichungen vor. Wesentlich war die gleichmässige Bestellung mit Roggen und die gemeinsame Benutzung der Brachen zum Hüten, denn auf die Brache wurden die Schafe getrieben. Roggen, Korn, ist immer eine Hauptfrucht gewesen bei den Deutschen in geschichtlicher Zeit. Vom Roggenbrot und der Roggensuppe hatten sie ihre Kraft und Gesundheit.

Die ganze Dreifelderwirtschaft „war der Weide wegen da“, damit das Vieh und die Schafe eine grosse zusammenhängende Fläche als Weide hatten, „denn der Hirte musste Platz haben für sein Vieh“. So waren früher in Wittstock „bei etwa 300 Menschen etwa 800—1000 Schafe und 200—300 Stück Vieh (Ochsen und Kühe); Pferde etwa 60—70.“ Früher hatte jeder Bauer 5—6 Ochsen zum Pflügen. Den Pflug zogen entweder zwei grosse oder drei kleine Ochsen. Jetzt sind Zugoachsen, zum Pflügen und Wagenziehen, ganz abgekommen, auch werden keine Ochsen mehr zum Verkauf fettgemacht, „weil es nichts einbringt“. Ebenso ziehen die Bauern keine Schafe mehr gross; sie kommen jetzt im Herbst mit der Eisenbahn aus Russland und Polen. Ebenso werden keine Gänse mehr grossgezogen, sie kommen ebenfalls aus Russland und Polen. Die Schafe brachten damals Geld ein. Wenn Ende Mai die Schafschur gewesen war, dann gab es Wollgeld. Vom Schaf im Durchschnitt wurde für 1 Thaler verkauft. Zehn Schafe gaben reichlich 1 Stein. 1 Stein war = 22 alte Pfund (20 neue Pfund).

Jetzt nach der Separation kann jeder machen, wie er es will mit der Ackerbestellung. Eine bestimmte Fruchtfolge ist niemand mehr vorgeschrieben. Aber es wäre auch nicht mehr möglich, das ganze Jahr hindurch so grosse Schafherden jetzt zu hüten und das „Vieh“, weil keine so grossen Flächen Brachland mehr da sind und die Gemeindegütungen aufgehört haben, eben infolge der Separation. Es wird jetzt meist alles Land bestellt. Der Acker kriegt auch mehr Dung, weil die Stallfütterung ist. „So wird mehr Streu gewonnen, und mehr untergestreut.“ Deshalb giebt es mehr Dung und durch Dung wird mehr gewonnen. So wurde ein mir bekanntes sandiges Grundstück, an einem

Kieferngehölz gelegen, früher nur alle zwölf Jahre besät und lag elf Jahre brach. Jetzt wird ein Jahr über das andere, also alle zwei Jahr, darauf gesät. Der Acker ist durch den Dung eben viel besser geworden. Es sind auch viel mehr Menschen jetzt. Ingleichen war früher die ganze Lebensweise viel einfacher. Eine belegte Stulle zum Hallewarter, wie jetzt, gab es nicht. Im Sommer, z. B. beim Flachswieten gab es eine (trockne) Stulle und witten Käse, in einem Topf mit ein bisschen Wasser angerührt, weiter nichts. „Jetzt nehmen sie immer schon einen Kober voll mit.“ Beim Pflügen gab es kein Hallewarter. Was früher brach lag, wird jetzt alles mit Lupinen bestellt, die dann als Dung untergepflügt werden. Allerdings ist auch in den letzten Jahrzehnten hier und da, wie z. B. beim Dorfe Gadsdorf, viel leichter Boden, der früher brach gelegen hat, wieder zu Kiefernwald gemacht worden. Es hat also da der vormalige Ackerbestand abgenommen. So sind allein von dem Lehnschulgute in Gadsdorf nach Angaben des Besitzers mehr als 150 Morgen Acker wieder zu Wald und 50 Morgen Acker zu Wiese gemacht worden, weil unter den heutigen Verhältnissen die Bestellung sich nicht mehr verlohnt. Es darf auch nicht übersehen werden, dass der Vorteil der Stallfütterung, der reichliche Dung, vielfach verloren geht, weil die Landleute, wenigstens die kleinen und mittleren, das Stroh verkaufen, um Geld zu bekommen, da der Roggen selbst, die Körnerfrucht, nichts mehr einbringt. Dadurch geht dann dem Lande die Strohstreu als Dung wieder verloren. Ebenso ist der Viehstand geringer als früher in der Zeit der gemeinsamen Hütung.

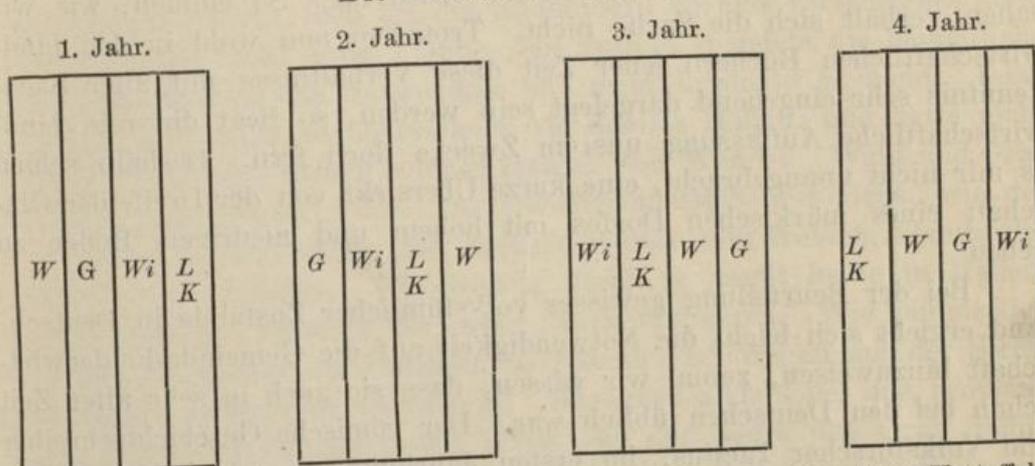
Was bei der Dreifelderwirtschaft die Fruchtfolge im einzelnen anbetrifft, so kam hinter Winterroggen immer Hafer und Sommerroggen. Wo Hafer und Sommerroggen gewesen, da kamen Kartoffeln und Pferdefutter. Je Sommerroggen und Hafer, und je Kartoffeln und Pferdefutter wechselten wieder jedes Jahr miteinander, so dass sie nach sechs Jahren, also im siebenten Jahre, wieder auf demselben Fleck standen. Die beigefügten Zeichnungen werden das klarmachen. Das erwähnte Pferdefutter bestand aus Sommerroggen und Erbsen, un Wicken wat mang, auch Linsen.

Nach der Brache hiess im Volke der sechste Monat im Jahre Brachmonat, während er in „gebildeten“ Kreisen „christlich-deutsch“ Juni nach der Frau Juno genannt wird, einer heidnischen Göttin bei den alten Römern, oder nach dem Junius Brutus, einem heidnischen Staatsbeamten ebenda. Winterfeld ist ein ziemlich verbreiteter adliger, wie bürgerlicher, Eigenname geworden. In Berlin heisst nach dem berühmten Feldmarschall Friedrich des Grossen der Winterfeldplatz. Ebenso ist Sommerfeld adliger, wie bürgerlicher, Eigenname und in der Niederlausitz heisst eine Stadt so. Wir können mit ziemlicher Gewissheit sagen, dass diese Namen uralt sind und noch aus heidnischer

Zeit stammen, da die Germanen schon die Gemeinde-Felderwirtschaft hatten. Ihre Träger können, wo die Namen alt in der Familie sind, dann im Geiste auf mindestens sechsig Ahnen zurücksehen.

Vor Ost, wie erwähnt, wurde die eine Brache jestriekt. „Den 10. Juli, sieben Brüder, ist überall Ost“, d. h. dann beginnt der Ost. Den 13. Juli ist Margarethe, da ging das Harken los. Darum war eine Redensart: „Sieben Brüder, die mähen, und Margarethe, die harkt.“ Ebenso wie man sagte in bezug auf das Stricken: „Jut stocken is so jut wie schlecht jemesst“, d. h. das Kraut und die Stoppeln stocken in der Erde, wenn der Boden durch das Pflügen umgekehrt ist.

## Die Vierfelderwirtschaft.



W = Weizen. G = Gerste. Wi = Wicken. L = Leinsamen. K = Etwas Kartoffeln.

Das Beiland bei Wittstock bestand aus folgenden einzelnen Landstücken: die H<sub>o</sub>n (Hohen, Hoh'n, Ho'n)<sup>18</sup>, zwölf Ru<sub>o</sub>dn, Ruden<sup>19</sup>, twär Engene<sup>20</sup>; Möllnstückene<sup>21</sup>; Lüseberge, Luseberge<sup>22</sup>; Wischengene<sup>23</sup>; Jeren<sup>24</sup>.

<sup>18</sup> Hufenstückene, Hufe = H<sub>o</sub>, Hufen = H<sub>o</sub>n, gesprochen wie Ho'n, aber das o ganz voll. Trotz der scheinbaren Ähnlichkeit bedeutet der Name nicht die Hohen (von hoch). <sup>19</sup> zwölf Ruthen. Jeder Bauer hatte hier soviel Landstücke als er Hufen hatte. <sup>20</sup> Landstücke vor quer gelegen. <sup>21</sup> Landstücke an der Mühle oder im Besitze des Müllers oder beides. <sup>22</sup> „Hochdeutsch wurden sie mehr Lauseberg genannt“ von den dortigen Bewohnern. Der Name kommt her von dem wendischen Iug, Sumpf, Luch. Aus dem Namen Luseberg war sofort zu ersehen, dass diese Erhebung an einen Sumpf oder an einer Wiese muss gelegen haben, was mir auch der Augenschein bezeugte (ähnlich wie anderwärts in der Mark Erhebungen Kiebitzberge heißen, weil in der Nähe Kiebitze im Sumpf waren). Übrigens besteht der Lauseberg bei Wittstock nur aus einer ganz sanften Erhebung. Ein Lausefenn ist, oder war wenigstens, an der Jungfernheide bei Berlin. Wo indessen slavischer Einfluss nicht geltend war, deutet der Zusatz Lause —, zu dem Namen einer Örtlichkeit irgendwelche für den Menschen schlechte Beschaffenheit an. <sup>23</sup> Wiesenenden, obwohl Wiese platt jetzt Wäse hier heisst. <sup>24</sup> sind Äcker, die auf beiden Seiten vom Wege liegen. Es wäre

Der zusammenhängende leje Boden wurde in vier Felder geteilt und regelmässig beackert. Das war die Vierfelderwirtschaft. Die Früchte, die hier gebaut wurden, waren Weizen, Gerste, Wicken, Leinsamen und etwas Knollen. Die beigefügten Abbildungen zeigen die Verteilung. Abweichungen kamen hier, je nach den örtlichen Umständen, vor. Für unsre volkstümliche Betrachtung hat die Vierfelderwirtschaft weniger Bedeutung.

Die Gemeindefelderwirtschaft der Bauern gehört bei uns hier bereits der Geschichte an. Viele von denen, die erst der Zeit nach 1848 angehören und ausserdem nicht Landwirte von Beruf sind, haben die Vorstellung, dass bei der „Dreifelderwirtschaft“ der Acker ein Jahr bebaut wurde und dann zwei Jahre brach lag. So einfach, wie wir sahen, verhält sich die Sache nicht. Trotzdem nun wohl in den landwirtschaftlichen Büchern jener Zeit diese Verhältnisse mit aller Sachkenntnis sehr eingehend dargelegt sein werden, so liegt die rein landwirtschaftliche Auffassung unsrem Zwecke doch fern. Deshalb schien es mir nicht unangebracht, eine kurze Übersicht von der Dreifelderwirtschaft eines märkischen Dorfes mit hohem und niedrigem Boden zu geben.

Bei der Beurteilung gewisser volkstümlicher Zustände in Deutschland ergibt sich leicht die Notwendigkeit auf die Gemeinde-Felderwirtschaft hinzuweisen, zumal wir wissen, dass sie auch in sehr alter Zeit schon bei den Deutschen üblich war. Der römische Geschichtschreiber und Volksforscher Tacitus, im ersten Jahrhundert nach Christus, sagt in seiner Beschreibung von Deutschland, wo er von der Landwirtschaft der Germanen spricht (*Germania*. XXVI): „*Agri pro numero cultorum ab universis in vice occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur: facilitatem partiendi camporum spatia praebent. Arva per annos mutant et superest ager. Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labores contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur.*“ Diese Worte in Hinsicht auf unser Dorf Wittstock übersetzt, würden lauten: „Der gesamte Acker wird abwechselnd von den Bauern in Besitz genommen und zwar im Verhältnis zu ihrer Anzahl. Dazu teilen sie ihn unter sich ein, je nach der Stellung, die sie so in der Gemeinde haben. Das Einteilen macht sich leicht, weil die Feldmarken weit ausgedehnt sind. Die Felder wechselt man jährlich (wegen der Fruchtfolge!) und lässt Brachland liegen. Aber sie nutzen den Boden, der ihnen in solcher Menge zur Verfügung steht, keineswegs sorgfältig aus. Da werden keine geregelten Obstpflanzungen

möglich, dass Jeren (mit langem e) vom slavischen gora, Berg, kommt (gore, Gören, Jeren = die Berge). In der Niederlausitz ist wendisch Gorki das deutsche Görigk und Gehren ein Dorf bei Luckau.

angelegt, da werden keine Wiesen „abgegränzt“, keine Gärten künstlich bewässert, nur der Erde wird das Korn abverlangt.“

Was nun die letzten Sätze anbetrifft, so hatte Tacitus bei seinem Vergleich die Zustände Italiens vor Augen, das damals in der höchsten Blüte äusserer Entwicklung sich befand, innerlich allerdings bereits durch und durch faul war.

Noch heute sind in Italien die Fruchtgärten von grosser Bedeutung und erfordern deshalb eine besondere Pflege. Zur höheren Ausnützung der Gärten und weil die Luft heisser ist und trockner, musste man in Italien die Gärten und Felder vielfach künstlich bewässern. Man sieht die künstliche Bewässerung noch heute im Süden. Aber das brauchte der Germane nicht. Sein bei den Südländern so übel verschrienes Land hatte das alles nicht nötig. Ohne sein Zuthun spendete die heimatliche Erde ihm reichlich das Notwendige und mehr brauchte er nicht. Denn das Land war nicht so übervölkert wie damals Italien, und hatte nicht solchen Verbrauch, keinen solchen Handel und Wandel. Wald und Gras bot es in unendlicher Fülle. So verschwenderisch mit Gras, wie der Germane bei seinen vielen und üppigen Wiesen und Weiden, konnte der Römer nicht umgehen. Wie traurig steht es damit heute in Italien! Wiesen sieht der flüchtige Wanderer überhaupt kaum. Wie kümmerlich schneidet oft genug der Italiener an Rainen und Wegen mit der Sichel sein bisschen Grünfutter zusammen! Wie ganz anders bei uns, wenn in vollen Schwaden auf der fetten Wiese vor der Sense das Gras dahinsinkt! Ich glaube, jeder Deutsche, der mit vollen Zügen von Jugend auf draussen auf dem Lande, in der Freiheit, die heimatliche Luft eingesogen, wird sich trotz aller Herrlichkeiten auf die Dauer in Italien nicht wohl fühlen. Überall fehlen ihm da unsre grünen Wiesen, die das Auge so wohlthuend berühren und Herz und Gemüt erfrischen, überall fast die Pracht unsrer schattigen Wälder. Welcher Anblick im deutschen Gebirgswald ein einziger bemooster Steinblock mit seinem leuchtenden Farbenschimmer, und wo fände man ihn im Süden, wo alles ausgedörnt von der Sonne. Ich weiss, wie enttäuscht schon manche zurückkehrten, die da unten dieses frische Leben suchten und nicht fanden.

Also was hatten die alten Deutschen nötig, viele Künsteleien zu treiben, wo ihnen Frau Holla und Harke mit vollen Armen ihre Gaben ausstreuten. Gartenwirtschaft wie in Italien allerdings war nicht. Wein und Olive, Feigen und Mandeln und Pfirsich, Apfelsinen und Zitronen sind wertvolle Früchte, aber davon wusste Deutschland nichts. Noch heute, auch grade bei uns in der Mark, findet man unzählige Landleute, die vom höheren Obstbau nichts verstehen, selbst viele, die überhaupt nichts davon wissen wollen. Und viel ärger sah es noch aus vor 50—60 Jahren! Wiesen abgrenzen bei den Germanen! Wozu? Das waren ja, wenigstens vorherrschend, alles Gemeinde-Hutungen. Denn

wo Gemeindefelder und Gemeindebrachwirtschaft war, da waren auch gemeinsame Hütewiesen, Anger und Weiden. Wir selbst haben alles noch so gehabt bis zur „Separation“. Erst nach 1848 wurden bei uns auch die Gemeinde-Weiden „separirt“, das heisst auseinandergelegt, jedem Bauern sein besonderes Land abgegrenzt. Dasselbe Wort seiner Sprache, *separent*, das der Römer vor 1800 Jahren niederschrieb, brachten unsre heimatlichen „Bürokraten“ in der Mark, allerdings unberechtigt, wieder zu unverdienten Ehren. Sicherlich hat mancher frische „Bua“ der deutschen Berge, wenn man ihn damals nach Italien führte, dort zwischen den überall künstlich abgegrenzten Gärten und beengendem Gemäuer, seine Heimat schmerzlich vermisst und voller Sehnsucht nach den grünen Wiesen und Wäldern, wo er noch heute als kühner Sohn der Freiheit über die Berge steigt, ebenso gesprochen: „Des mog i net“, wie heute so mancher das Gleiche sagt von Berlin und anderen Grossstädten mit ihrem Wagengerassel und Fabrikgehämmer und dem Rauch der qualmenden Schloten. Nun gar künstliche Bewässerung! Das alte Deutschland war feucht und überreich an Gewässern. Künstliche Bewässerung werden erst unsere Nachkommen nötig haben, wenn man fortfährt wie bisher das Laubholz und die Teiche und Seen zu vertilgen.

Schon aus dem Ausdruck *ubertas* in dem Satze: *nec enim cum ubertate et amplitudine soli labores contendunt*, dürfte hervorgehen, dass Tacitus dabei nicht grade an den leichten Sandboden der Mark und anderer Gegenden gedacht hat, wenn er den alten deutschen Bauern der vorgeschichtlichen Zeit Mangel an Leistungsfähigkeit in ihrem landwirtschaftlichen Betriebe vorwarf, eben in Hinblick auf die damals in hoher Entwicklung befindliche Gartenwirtschaft Italiens. Dazu kommt, dass die Germanen noch emsig die Jagd und Fischerei und Bienenzucht betrieben. Andererseits ist nicht zu vergessen, dass in kleinen und mittleren Wirtschaften bei uns noch bis in dieses Jahrhundert der Boden sehr viel weniger ausgenutzt wurde als heute.

Nur das Getreide, das Korn, wird der Erde abverlangt, auferlegt, sagt Tacitus. Zu dieser Stelle bemerkt ein hervorragender Gelehrter und Erklärer der *Germania*: „Eine tiefere Niedrigkeit des Feldbaues giebt es nicht.“ Darüber werden unsre Landleute mit dem Kopf schütteln und sie müssen es verstehen, denn sie sind Sachverständige. Sie möchten Gott danken, wenn sie nur recht viel Getreide bauen könnten, dann liessen sie gern manches Nebensächliche beiseite. Aber weil sie nicht mehr genug Roggen bauen kann auf Grund der heutigen Verhältnisse, darum geht unsre Landwirtschaft zurück und greift zu allerhand Notbehelf.

Wie aus allem ersichtlich ist, hat Tacitus sehr sorgfältige Nachforschungen angestellt über das alte Deutschland und seine Bewohner. Ausserdem steht sein Bericht über den damaligen Ackerbau im all-

gemeinen Teil der Germania. In diesem Teile bespricht er Dinge, die für das gesamte Deutschland gelten. Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, dass die Gemeinde-Felderwirtschaft über ganz Deutschland sich erstreckte, und dies um so mehr, als das Volkstum der Germanen, frei von Fremdentum, gleichmässig und vollkommen in seiner kräftigen Eigenart sich entwickelt hatte. Immerhin hat Tacitus, wie es auch im Wesen der Sache liegt, wohl sehr viel eingehender die Verhältnisse des damaligen Süd- und Westdeutschland kennen gelernt als die des östlichen Norddeutschland. Dort im heutigen Süd- und Westdeutschland liegen die Verhältnisse etwas anders wie im norddeutschen Tieflande, aber die Unterschiede werden damals geringer gewesen sein als heute. Zum Teil ist die Landschaft auch bergig. Doch kann Tacitus nicht Bauernwirtschaften höher im Gebirge gemeint haben. Denn da liegen die Verhältnisse ganz anders. So besteht z. B. in Oberbayern, allerdings bei 2000 Fuss Höhe, wo ich es kennen lernte, der Ackergrund, von dem eine Anzahl Tagewerk Gschnoad, d. h. oamodige (einmadige) Wiesen ausgeschieden sind, aus Bergwiesen. Von diesen wird alle Jahr ein Teil umgepflügt, besät und geeggt. Dann ist das Landstück ein Jahr Acker und bleibt danach zwei Jahre als Wiese liegen, auf der das Vieh weidet, so lange es nicht auf der Alm ist. Ebenso wenig wird die gemeinsame Felderwirtschaft bei einzelnen weit auseinander gelegenen Weilern gewesen sein. Es spricht aber das Vorhandensein der streng geregelten Gemeinde-Feldwirtschaft in jener vorgeschichtlichen Zeit für das allgemeine Vorhandensein von wohlgeordneten Dorfgemeinden, ohne dass wir dabei, wie heute fast immer, an zusammenhängende Gehöfte zu denken brauchen. Denn die alten Deutschen liebten es, ihre Gehöfte für sich zu haben. Indessen mögen auch Unterschiede gewesen sein zwischen dem Osten und Westen. Hier und da sind in Norddeutschland für jene Vorzeit, und sogar für die Jahrhunderte vor Christus, doch etwas zusammenhängend gebaute Dörfer nachweisbar, mögen sie auch noch so kleinen Umfanges gewesen sein. So erwähne ich, auf Grund meiner eignen Nachforschungen, die germanischen Dörfer Müschen und Burg im Spreewald. Beide Namen gelten zwar als slavisch. Müschen ist es sicher, von Burg, wendisch Borkowy, i. J. 1315 bei den Deutschen Borek, muss es zweifelhaft sein. Allein wendische Namen führen heute unzählige im Altertum germanische Ortschaften, eben aus der spätern, slavischen Zeit, aus der Zeit des früheren Mittelalters her. Wie die einstöckigen Häuser in den Dörfern unsrer Zeit, so waren die Häuser der Germanen wenigstens teilweise Giebelhäuser mit hohem Dachboden (Speicher, Söller), auf dem das Getreide u. d. untergebracht werden konnte. Wir wissen deshalb genau, wie sie aussahen, weil mehre germanische Hausurnen aus vorchristlicher Zeit erhalten sind, die aus heidnischen Gräbern stammen. Dass man solche Häuser hatte so

vorzeitig, und eine solche geregelte Landwirtschaft der Dorfgemeinden bestand im ersten Jahrhundert nach Christus, beweist, wie alt die „Kultur“ der Germanen in Deutschland war. Von allgemeinem Nomadentum und beständigem Herumziehen im Lande ist keine Rede.

Wie bereits erwähnt, finden sich auch in der Gemeinde-Felderwirtschaft der neusten Zeit gewisse Unterschiede je nach Boden und Örtlichkeit. Wenn nun auch die urdeutsche, germanische Gemeinde-Felderwirtschaft von der neueren Gemeinde-Felderwirtschaft, im besondern auch der Dreifelderwirtschaft, abgewichen ist und abgewichen sein mag, in der Hauptsache gleicht sie doch der unsern in der Mark.

Ein wesentlicher Unterschied aber war, wie aus der Angabe des Tacitus hervorgeht, vorausgesetzt: die Auffassung dieser Stelle ist richtig, dass die Ackerstücke (die Hufen) der Gemeindefelderwirtschaft nicht festes erbliches Eigentum der Hofbesitzer waren. Es war Gemeindeland und jedes Jahr wurden die Ackerstücke der Reihe nach verteilt, jedenfalls wohl aus Gerechtigkeit, dass nicht einer oder bestimmte Leute immer nur den besten Boden hatten. Aber es herrschte keineswegs Gütergemeinschaft, auch nicht Standesgleichheit. Einzelne Leute von höherem Ansehen oder Herkommen, die „Vornehmen“, wie unsre Landleute sagen, bekamen mehr Hufen vom Gemeindeland zur Bestellung als die andern. Denn das bedeuten die Worte „quos mox inter se secundum dignationem partiuntur“. Wir sprechen ja auch heute noch von ländlichen „Würdenträgern“, sogenannten „Honoratioren“, dazu gehören Schulze, Beisitzer, Gerichtsmann, Kirchväter u. d., auch reichere Bauern, Kossäten, Müller, Gutsbesitzer u. a. Damals in der Vorzeit gehörten noch ganz andre höhere Leute, selbst die Fürstlichkeiten, den Landgemeinden an. Denn Städte wie jetzt oder im Mittelalter gab es nicht. Alles lebte draussen im Freien, auf dem Lande, darum waren die Menschen auch urkräftig und gesund.

Worin die höhere Stellung oder der höhere Rang bestand, wird von Tacitus nicht ausdrücklich angegeben. Sicherlich hat sie nicht ausschliesslich auf grösserem Besitz oder Vermögen beruht. Die „Reichen“ besaßen, nach jener Angabe des Tacitus, nicht bestimmte Hufen in den Gemeindefeldern als Eigentum, aber sie hatten doch die Nutzniessung davon. Jedes Jahr wurden die „Engene“ (agri), die Ackerstücke verteilt. Wer seinen Verhältnissen gemäss mehr Land bekam, konnte wohlhabender werden. Gerade wie es auch in Wittstock, und sonstwo, Bauern gab, die vier Hufen Ackerland hatten in der Dreifelderwirtschaft, andre dagegen nur zwei. Mit dem grösseren Besitz war wie meist immer eine höhere einflussreichere Stellung in der Gemeinde verbunden. So hatten noch bis in unsere Zeit die Bauern in der Gemeinde eine höhere Stellung als die Kossäten, nicht zu reden von ihrem Verhältnis zu Büdnern und Tagelöhnern. Oder auch umgekehrt, die höhere, oft wohl durch eignes

persönliches Verdienst erst erworbene Stellung ergab grössern Besitz. So sind in der Mark noch unter Friedrich dem Grossen, wenigstens vereinzelt, grössere Lehnshulzengüter an verdiente Krieger zum Lohn für ihre Tapferkeit verliehen worden. Der „Schulte“ war dann, in der Neuzeit, öfter der reichste Mann im Dorf und nahm gleichzeitig die erste Würdenstellung (dignationem) ein. Er war das Haupt der Gemeinde, wie ein Häuptling früherer Zeit.

Ausser ihrem Anteil an den Gemeindefeldern und ihrem beweglichen Vermögen hatten die germanischen Dorfbewohner aber auch unbewegliches. Dazu gehörte der Hof mit Grund und Boden, Feld oder Wiese um das Haus herum, der Obstanger und dergl. mehr. Aber sie werden ebenso noch „Beiland“ gehabt haben, wie die Wittstocker, einzelne Landstücke, die nicht in den grossen Rahmen der gemeinsamen Felderwirtschaft hineinpassten. Das Vermögen war ebenfalls, wenngleich weniger als heute, Schwankungen unterworfen. Denn unter den Germanen gab es grosse „Spieler“ vorm Wodan. Es wird grade vom Tacitus ausdrücklich berichtet, dass solche in ihrer Leidenschaft für das Spiel, „jeu“, alles dransetzten, so zu sagen alles auf einen Wurf, und manche ihr ganzes Vermögen verspielten; „verzöten“, wie heute der Kunstaussdruck lautet. Sie gaben beim Spiel ihr „Ehrenwort“, dass sie die Verluste nachher „baar und richtig“ bezahlen würden. „Ehrenwort“, die wörtliche Versicherung auf Treu und Glauben, übersetzt der Römer sehr zutreffend mit fides. „Parole d'honneur“ sagen Neuere und stellen im papiernen Zeitalter einen „Ehrenschein“ aus. Denn es kommt auch in unserer Zeit hin und wieder vor, dass vornehme junge Leute, infolge schlechter Erziehung, dem schändlichen Spiel verfallen und oft dann ihr Hab und Gut, sich selbst und ihre Familien zu Grunde richten. Wenn sie auch nicht, wie die Germanen, sich als Leibeigene verkaufen, so gehen sie doch in die notgedrungene Knechtschaft nach Amerika. Die Sache ist gleich, nur die Form eine andere.

Zum Schluss bemerke ich, dass eine sehr klar geschriebene Übersetzung der Germania des Tacitus, der Beschreibung vom alten Deutschland und seiner Bewohner, von Max Oberbreier, im Verlage von Reclam, für 20 Pfennig käuflich zu haben ist.